

Ein Mann für alle Fälle

Eigentlich sollte man Jack Wilkins nötigen, endlich mal eine Autobiografie zu schreiben. Es gäbe so viel zu erzählen. Der New Yorker Gitarrist hat so manche Anekdote und Story auf Lager – lauter Geschichten, die er im Laufe einer mehr als erfüllten Musik-Karriere zusammentragen konnte.

Text und Bilder Ssirus W. Pakzad

Jack Wilkins

Der 69-Jährige veredelte schon Aufnahmen und Konzerte von Charles Mingus, Ray Charles, Sarah Vaughan, Tony Bennett, Chet Baker, Stan Getz, Sammy Davis Jr., Buddy Rich oder Mel Tormé. Oft blieb er unauffällig im Hintergrund. Wenn er aber einen Solo-Spot bekam, konnte er zeigen, dass er einer der besten Gitarristen ist, die die Jazzgeschichte je hervorgebracht hat. Er gehört zu der raren Sorte Gitarristen, die alles können, die sich in jedem Stil bewandert zeigen und die Merkmale anderer Spieler authentisch wiederzugeben in der Lage sind. Jack Wilkins versteht es, verblüffende Details aus einem scheinbar unbegrenzten Vokabular abzurufen, sich jeder erdenklichen musikalischen Situation anzupassen. Und doch hat er seine eigene Persönlichkeit nie verraten.

Kein Wunder, dass so einer dauernd gebucht wird. Auf Tausenden von Werbe-Jingles wurde er eingesetzt. Meist jedoch kam etwas musika-

lisch Relevantes dabei heraus, wenn man ihn anheuerte. Schließlich will man einen solchen Mann nicht unterfordern, wäre es doch verschwendet, ihn nicht glänzen lassen.

Menschliche Größe

Jack Wilkins ist Pragmatiker, kein Egoist. Er liefert meist klaglos, was von ihm gefordert wird, selbst wenn es nicht immer besonders anspruchsvoll ist. „Wenn mich jemand engagiert, ist das sein Gig, nicht meiner. Wenn mir Sarah Vaughan sagte ‚Spiel dies oder jenes‘ habe ich das gemacht. Kein Problem. Ich musste für sie spielen und nicht sie für mich. Das war mit Ray Charles oder Sammy Davis Jr. genauso. Sammy war übrigens ein Riesen-Fan von mir. Er steckte mir immer wieder Komplimente zu.“ Sängern zu begleiten, gehört zu den Spezialitäten des Jack Wilkins. Schon ganz am Anfang seiner Laufbahn, die bereits im Teenager-Alter begann, lernte er, worauf es ankommt. „Mit

Sängern habe ich mich immer wohlgefühlt. Ich fand es meist sehr spannend, wie sie den Inhalt eines Songs transportieren. Meist sagten sie mir ganz detailliert, was sie von mir erwarteten“, erzählt Jack Wilkins, der zum Zeitpunkt des Interviews gerade mit den Vokalistinnen Sheila Jordan und Jay Clayton auf Tour ist. „Aber ich hätte auch so gespürt, was zu spielen ist, meistens jedenfalls. Ich weiß, wann ich mich zurückfallen lassen kann, wann ich etwas pushen oder forcieren sollte, wann Diskretion vonnöten ist und wann es angebracht wäre, etwas mit ein paar zusätzlichen Harmonien auszuschnücken. Man entwickelt einfach einen Instinkt dafür, was zu tun ist.“

Macht es ihm gar nichts aus, Anweisungen zu befolgen? „Es gibt doch nur diese beiden Möglichkeiten: die Klappe halten und tun, was dir gesagt wird. Oder eben gehen. Einmal habe ich gestreikt – den Namen des Künstlers werde ich allerdings nicht nennen. Ich war so genervt,

dass ich nach dem ersten Tag eines ganzwöchigen Engagements meinen Kram packte und abhaute. Ich sagte meinem Bandleader nur, dass ich mir sein Verhalten für kein Geld der Welt gefallen ließe.“

Die Mingus-Jahre

Bestens ausgekommen ist Jack Wilkins hingegen mit einigen Musikern, die als Gelegenheits-Tyrannen bekannt waren – dem Schlagzeuger Buddy Rich etwa oder dem großen Bassisten und Komponisten Charles Mingus. Letzterer saß bereits im Rollstuhl und war mehr als eingeschränkt, als die gemeinsame Zusammenarbeit begann. „Der Bassist Eddie Gomez und ich gingen damals zu ihm. Er summt uns etwas vor und wir versuchten, es umzusetzen. Mingus sagte nur: „Yeah, that’s it!“ Genaugenommen haben wir für ihn alles ausgeführt, ausgearbeitet und zu Papier gebracht. In gewisser Weise hat man uns damals etwas ausgenutzt. Aber ich kam gut mit Mingus klar. Er war ein liebenswerter Kerl“, sagt Jack Wilkins, wohlwissend, dass der legendäre Musiker zu cholerischen, zu manischen Ausbrüchen neigte. „Es war schon eine interessante Erfahrung für mich. Ich möchte die Zeit nicht missen.“ Inspiriert von der Persönlichkeit und dem Oeuvre des Charles Mingus arrangierte Jack Wilkins später dessen Werke für fünf Gitarristen plus Rhythmusgruppe und führte das Programm immer montags im New Yorker Club „Iridium“ und später im „Blue Note“ auf.

Solopfade

Als der 1944 in Brooklyn geborene Amerikaner mit zehn Jahren zur Gitarre kam, hatte er mit Jazz noch nichts am Hut. Da tendierte er noch zu Tagesaktuellem und Rock’n’Roll. Doch der Junge, der einst mit Klavier angefangen hatte und später ausschließlich privaten Unterricht erhielt, fand im Laufe der Zeit zu swingenden Klängen, zu seiner Bestimmung. Früh war er in der Lage, sich mit Musik über Wasser zu halten. Er spielte in Broadway-Orchestern und begleitete viele Sänger.

Wir machen einen zeitlichen Sprung: Mit 29 veröffentlichte Jack Wilkins ein erstes Solo-Album, „Windows“ (auf Mainstream Records). Ein Titel darauf sollte sich für den Gitarristen besonders bezahlt machen. Er hatte „Red Clay“, einen Klassiker von Freddie Hubbard, auf seinem Einstand gecovered. Etliche Jahre später sampelten die Hip-Hopper von A Tribe Called Quest das Stück in der Version von Jack Wilkins für ihren Song „Sucka Nigga“ (auf dem Album

„Midnight Marauders“). Noch im Heute und Jetzt kriegt Jack Wilkins leuchtende Augen, wenn er darauf angesprochen wird. „Als ich den Briefumschlag mit dem Scheck von A Tribe Called Quest öffnete, war ich total geschockt.“ Sein heiseres Lachen drückt auch heute noch Ungläubigkeit aus. Er schüttelt den Kopf. „Die Summe war so hoch, dass ich ein Jahr oder länger nicht hätte arbeiten müssen.“

Tempo ist nicht alles

Es versteht sich von selbst, dass der Gitarrist keine Pause eingelegt hat. Leider hat niemand etwas von seinem Album „Merge“ gesampelt, einem Werk, das 1977 (auf Chiaroscuro Records) veröffentlicht wurde. Für Jack Wilkins’ heutigen Gesprächspartner war dieses Album eine Art musikalisches Erweckungserlebnis. Die Musik kam ihm damals so federleicht und doch höllisch swingend vor. Die Akteure: Der Trompeter und Flügelhornist Randy Brecker war dabei und in Hochform, Eddie Gomez ließ





den Bass singen und walken, Drummer Jack DeJohnette spielte nicht nur seine unvergleichlichen Schlagkombinationen, sondern brillierte zudem noch am Klavier. Und erst die Gitarre von Jack Wilkins: elegant-fluffige Akkord-Reihen, markante Single Notes, flirrende Überschall-Läufe, verwirrende Registerwechsel, klassische Harmoniefolgen, die in die Moderne ausbrechen. Selbst mit dem Abstand von 36 Jahren lässt sich die Bewunderung und Verklärung von damals verstehen.

Als wir auf das Tempo zu sprechen kommen, macht der überflinke Jack Wilkins ein Geständnis. „Ich bin ein bekennender Schnellspieler, obwohl ich es heute nicht mehr so übertreibe. Ich stand immer zu meinen Spurts. Obwohl ich mich nicht in eine Reihe mit ihnen stellen darf: Art Tatum, Tal Farlow oder John Coltrane hätte man nie vorgeworfen, zu schnell zu spielen. Es hängt ja schließlich davon ab, was man spielt, welche Bedeutung man den Noten zumisst.“ Er lacht: „Einmal kam Al DiMeola nach einem Konzert zu mir und sagte: „Wow, bist du vielleicht schnell.“ Und ich antwortete nur: „Das sagt nun genau der Richtige.“ Noch so ein heiseres Lachen. Seinen Studenten, Wilkins unterrichtet an diversen Unis, Colleges und privat, versucht er immer zu vermitteln, dass Tempo und Technik nicht alles sind. „Es sind ein paar 19- oder 20-jährige Burschen dabei, die spielen Sachen, die man kaum glauben kann. Da fliegen einem die Ohren weg.“ Mit dem Mund imitiert er einen der unter seiner Obhut stehenden Speed-Freaks. „Ich versuche, meinen

Schülern das Zuhören zu vermitteln und zu zeigen, wie Interaktion funktioniert.“

Techniken

Vor Kurzem gab Jack Wilkins für eine begrenzte Teilnehmer-Zahl einen achtwöchigen Kurs zur Geschichte der Jazz-Gitarre. Für ihn selbst war die Vorbereitung extrem lehrreich. „Im eigentlichen Sinne übe ich ja nicht mehr, obwohl ich täglich eineinhalb bis zwei Stunden spiele und an gewissen Dingen arbeite. Aber für den Kurs, der mir sehr viel Spaß machte, musste ich mir einiges draufschaufen. Das war die beste Übung. Ich demonstrierte in den einzelnen Stunden, was bestimmte Spieler auszeichnet. Dabei griff ich nicht nur auf Original-Aufnahmen und Videos zurück, sondern spielte auf meiner Gitarre alle möglichen Beispiele vor. Jeder Gitarrist spielte ganz anders. Django Reinhardt war durch seine lädierte Hand eingeschränkt (*er wurde bei einem Brand in seinem Wohnwagen versehrt Anm. der Red.*) und spielte nur mit zwei Fingern der Griffhand, Johnny Smith und Tal Farlow konnten mit der linken Hand auf dem Gitarrenhals fast einen Spagat hinlegen. Ein Gitarrist bevorzugt es, die Saiten von unten anzureißen, der andere von oben, der nächste macht beides. Allan Holdsworth spielt diese Legato-Linien ... ach, es gibt endlose Möglichkeiten.“

Heute kann sich Jack Wilkins den Griffbrett-Helden, die er in seinem Kurs durchnimmt, wieder mühelos nähern. Doch es gab eine Phase in seinem Leben, da hätte er einen Lehrplan wie den für die Jazz-Gitarren-Geschichte nicht ausarbeiten können und wollen. „Mit 19 oder 20

konnte ich mir einfach keine Gitarristen mehr anhören. Ich ertrug sie nicht mehr, einfach, weil sie zu viel Einfluss auf mich hatten und mich zu manipulieren drohten. Es war das reinste Gift, sich auf der Suche nach einer eigenen Stimme dauernd andere Gitarristen reinzuziehen. Heute: kein Problem mehr. Am meisten fasziniert mich Paco de Lucia (*Flamenco-Gitarrist, Anm. der Red.*). Ich habe keine Ahnung, was genau er da macht. Mein Gehirn fängt an zu brutzeln, wenn ich ihn spielen höre. Biréli Lagrène fasziniert mich ebenfalls extrem. Allerdings würde ich nie so zu spielen versuchen wie er.“

Die Wilkins-Artikulation

Braucht er gar nicht. Schließlich hat er sich sein eigenes, unverwechselbares Ding erschaffen, egal, ob er nun eine Gibson Archtop-Gitarre, eine Telecaster, akustische Nylonsaiten-Instrumente von DiCarlo oder in diametralen Stilstiken spielt – seine Artikulationsweise bleibt unverkennbar. Und ist einfach atemberaubend. Trotzdem sagt er von sich: „Ich bezeichne mich nicht als Künstler, denn das würde ich für total aufgesetzt halten. Ich empfinde mich einfach als Spieler, der die Musik umarmt und in sich aufnimmt. Ein Freund von mir, der nicht besonders gut Gitarre spielt, auch nicht so gut schreibt, nicht gerade vorteilhaft aussieht, keine Kohle hat und manchmal tierisch nervt, erzählte mir mal vom Film-Regisseur John Ford. Der sah sich selbst nie als Künstler, sondern nur als Reisenden, der auf seiner Wegstrecke alle möglichen Jobs erledigt.“ ■